

4. Authentisches christliches Zeugnis

4.1. Christen sind berufen, ihren Glauben in Wort und Tat zu bezeugen. Die Kirche hat eine Mission, ohne die sie nicht Kirche wäre. Sie kann sich diese Mission nicht aussuchen.

4.2. Christen haben ihr Zeugnis oft dadurch verfälscht, dass sie – bewusst oder unbewusst, offen oder versteckt – unter Anwendung von Zwang Proselytismus betrieben haben. Die Gemeinsame Arbeitsgruppe der Römisch-Katholischen Kirche und des Ökumenischen Rates der Kirchen erklärte zum Proselytismus zwischen christlichen Kirchen: »Proselytismus ist alles, was das Recht eines Menschen – er sei Christ oder Nichtchrist – berührt, in religiösen Angelegenheiten frei von äusserem Zwang zu sein« (Ecumenical Review 1/1971, Seite 11).

4.3. Diese Absage an den Proselytismus und die Ermahnung zur Achtung vor der Integrität und Identität aller Menschen und Glaubensgemeinschaften ist in den Beziehungen zu Juden und besonders zu den Juden, die als Minderheit unter Christen leben, ganz besonders wichtig. Bemühungen, jede Art von Zwang zu vermeiden, sind von grosser Bedeutung. Im Dialog sollten Wege gefunden werden, einander Sorgen und Beobachtungen in dieser Hinsicht mitzuteilen und zu erörtern, wie gegebenenfalls Abhilfe geschaffen werden kann.

4.4. Während alle Christen sich darin einig sind, dass es keinen wie auch immer gearteten Zwang geben darf, sind sie sich, aufgrund ihres jeweiligen Bibelverständnisses, nicht einig darüber, welches authentische Formen von Mission sind. In dieser Frage gehen die Meinungen weit auseinander: Von denen, die in der faktischen Präsenz von Kirche in der Welt bereits das Zeugnis sehen, zu dem sie berufen sind, bis zu denen, die unter Mission die ausdrückliche, organisierte Verkündigung des Evangeliums an alle verstehen, die Jesus (noch) nicht als Heiland angenommen haben.

4.5. Diese Vielfalt an Meinungen in der Frage nach der Mission allgemein gilt auch für die Frage, wie authentisches Zeugnis unter den Juden auszusehen habe. Hier einige der von Christen vertretenen Ansichten: Es gibt Christen, die der Mission unter Juden eine besondere heilsgeschichtliche Bedeutung zuschreiben; es gibt andere, die

glauben, dass die Bekehrung der Juden das eschatologische Ereignis sein wird, das die Geschichte der Welt zu ihrem Ende bringen wird. Wieder andere Christen räumen der Mission unter Juden keine besondere Bedeutung ein, sie schliessen sie aber in die Mission an all denen ein, die Christus nicht als ihren Heiland angenommen haben. Und es gibt noch andere, die davon ausgehen, dass Mission unter Juden nicht zum authentischen christlichen Zeugnis gehört, weil das jüdische Volk seine Erfüllung in der Treue zum alten Gottesbund findet.

4.6. Dialog kann zutreffend als wechselseitiges Zeugnis beschrieben werden, allerdings nur dann, wenn er in der Absicht geführt wird, auf den anderen zu hören, um dessen Glauben, Hoffnungen, Erkenntnisse und Anliegen besser verstehen zu können und um den eigenen Glauben nach bestem Wissen darzulegen. Der Geist des Dialogs besteht darin, in aller menschlichen Verletzlichkeit ohne Einschränkung für den anderen ganz offen und präsent zu sein.

4.7. Nach rabbinischem Recht werden Juden, die Jesus als Messias anerkennen, als Abtrünnige angesehen. Für viele Christen jüdischer Herkunft ist jedoch ihre Identifikation mit dem jüdischen Volk eine wichtige geistliche Realität, der sie auf verschiedene Weise Ausdruck geben: einige, indem sie Teile der jüdischen Tradition in Gottesdienst und Lebensweise übernehmen, viele, indem sie sich dem Wohlergehen des jüdischen Volkes sowie einer gesicherten und friedlichen Zukunft des Staates Israel besonders verpflichtet fühlen. Bei den Christen jüdischer Herkunft findet sich eine ebenso grosse Vielfalt an Meinungen in der Missionsfrage wie bei anderen Christen, und es gelten für sie dieselben Kriterien für den Dialog wie auch für jede Ablehnung von Zwang wie für alle anderen.

4.8. Wenn Christen verschiedener Traditionen auf lokaler, nationaler und internationaler Ebene in den Dialog mit Juden eintreten, werden sie ihr Verständnis des Judentums in einer anderen Sprache, auf andere Art und Weise ausdrücken, als dies im Rahmen der hier vorliegenden Ökumenischen Erwägungen geschehen ist. Diese verschiedenen Ausdrucksformen müssen unter den verschiedenen Kirchen ausgetauscht werden – zum grösseren Reichtum aller.

(Autorisierte Übersetzung aus dem Englischen: Ulrike Berger)

14 Beten, Sprechen und Denken in »jüdischen Kategorien«

Von Dr. Franz Mussner, Professor emer. für neutestamentliche Exegese, Universität Regensburg

I. Friedrich Daniel Ernst Schleiermacher hat in seinen hermeneutischen Entwürfen bemerkt: »Das Christentum hat Sprache gemacht. Es ist ein potenzierender Sprachgeist von Anfang an gewesen und noch¹. Gewiss hat das Christentum »Sprache gemacht«, es hat die Sprachen der missionierten Völker ausserordentlich beeinflusst, ihr Lexikon vermehrt und semantisch angereichert. Daran ist nicht zu zweifeln, aber was man dabei nicht übersehen darf, ist dies, dass der eigentlich »potenzierende Sprachgeist«, von dem Jesus, Paulus und die Männer der Urkirche lebten, das vorchristliche Judentum war. Diese Männer waren ja selber grossenteils Juden, oder sie lebten und

schrieben sehr stark aus dem Geist der Bibel, die ihnen vertraut war, in die sie sich hineingelesen hatten, deren Sprache und Stil sie bewusst nachahmten. Die Männer der Urkirche dachten, sprachen, schrieben und beteten in »jüdischen Kategorien«: eine Formulierung, die ich von dem grossen jüdischen Gelehrten, dem besten Kenner der jüdischen Mystik, Gershom Scholem, übernommen habe².

II. Beginnen wir mit Jesus und den Evangelien. Soweit wir sehen, gibt es kaum ein Lexem oder Syntagma in der Sprache Jesu, das nicht aus der Sprachtradition seines Volkes, aus dem er hervorgegangen ist, stammen würde. Ich nenne zunächst exemplarisch zwei Grundbegriffe der

¹ F. D. E. Schleiermacher, Hermeneutik. Nach den Handschriften neu herausgegeben und eingeleitet von H. Kimmerle (Abh. der Heidelberger Akad. der Wissenschaften, philos.-hist. Kl. 1959/2. Abh.), (Heidelberg 1974), 38.

² G. Scholem, Walter Benjamin – die Geschichte einer Freundschaft (Frankfurt 1975), 211.

synoptischen Predigt Jesu: »Umkehr« und »Königtum (Reich) Gottes« bzw. – so vor allem im Mt-Evangelium – »Reich der Himmel«. Ich nenne ferner einen Grundbegriff, der vor allem im Mund des johanneischen Christus sich findet: »Leben« bzw. »ewiges Leben«³. Ich nenne weiter die Gottesanrede Jesu 'Abbā (»Vater«) bzw. die Gottesprädikation »der (unser) Vater im Himmel«. Ich nenne schliesslich den in allen Schichten der evangelischen Tradition im Mund Jesu vorkommenden Begriff »Menschensohn«. G. Dalman hat in seinem berühmten Werk »Die Worte Jesu«⁴ darüber hinaus eine Menge von Begriffen und Redeweisen zusammengestellt, die sich im Mund Jesu bzw. in den Evangelien finden und die ausnahmslos aus der jüdischen Sprachtradition stammen, etwa die Gottesbezeichnungen »der Höchste«, »der Gepriesene« (»gepriesen sei er«), »die Kraft«, »der Heilige«, »der Barmherzige« bzw. die damit verbundenen Ideen wie die, dass Gott der Heilige, der Barmherzige ist. Oder die sogenannten vorsichtigen Redeweisen von Gott, wie: »die Stimme«, »Schwur beim Himmel«, »Lohn, Schätze im Himmel«, »eingeschrieben im Himmel«, »vor den Engeln«, »vor Gott«, »im Himmel gebunden« bzw. »gelöst«, »der Himmel«, »vom Himmel«, »Hosanna in der Höhe«, »von der Höhe«, »Amen«, »das Wohnen«, »die Herrlichkeit«, »das Reden«, »der Ort«, das Passivum Theologikum. Dazu die christologischen Würtitel »der Sohn Gottes«, »der Messias«, »Sohn Davids«, »der Herr«⁵, »der Meister«⁶.

Ich wende mich einem zentralen Text der Jesusüberlieferung zu, nämlich den eucharistischen Einsetzungserzählungen, die uns bekanntlich im Neuen Testament in vierfacher Gestalt vorliegen (in Mk, Mt, Lk und 1 Kor). Es ist in der Exegese umstritten, welche Überlieferungsform, traditionskritisch gesehen, die älteste ist. Ich wähle für meinen Argumentationsgang die Mk-Erzählung (Mk 14, 22–25): »Und während sie assen, nahm (Jesus) Brot, sprach die Preisung, brach (es) und gab (es) ihnen und sagte: »Nehmt; dies ist mein Leib«. Und er nahm einen Kelch, sprach die Danksagung und reichte (ihn) ihnen, und sie tranken aus ihm alle. Und er sagte zu ihnen: »Dies ist mein Bundesblut, das vergossen wird für viele. Wahrlich, ich sage euch: Auf keinen Fall werde ich trinken vom Gewächs des Weinstocks bis zu jenem Tag, da ich es neu trinken werde im Reich Gottes.«.

Abgesehen davon, ob Jesu letztes Mahl im Rahmen des jüdischen Pessachmahles stattgefunden hat, wofür zuletzt wieder R. Pesch in seinem grossen Markuskommentar entschieden plädiert hat⁷, untersuchen wir im Rahmen unseres Themas diesen Text auf das Vorkommen »jüdischer Kategorien« hin. Es fallen vor allem folgende ins Auge: »Brotbrechen« (entsprechend dem Eröffnungsritus des jüdischen Mahls, in der christlichen Gemeinde nach Ausweis der Apg dann geradezu Terminus technicus der Eucharistiefeier); »Preisung« (berakha), hier bezogen auf den Preisspruch über das Brot; »Bundesblut«, eindeutige Anspielung auf Ex 24, 8, wo Mose das Volk mit dem Opferblut besprengt, verbunden mit dem Deutewort: »Siehe,

das Blut des Bundes!«, wobei besonders der Gedanke des »Bundes« hervorzuheben ist, den Jesus aus der Tradition seines Volkes übernahm; mein Blut, das »vergossen wird«: auch dies Übernahme einer hebräischen Wendung (vgl. Gen 9, 6; Ez 18, 10 u. ö.). Die Präpositionalphrase »für viele« ist orientiert an Jes 53, 12 (grosses Gottesknechtslied), und die »vielen« meint, wie vor allem das Qumranschrifttum jetzt zeigt, die Gesamtheit, d. h. also »alle«⁸. Hinter der Heilsansage Jesu »mein Bundesblut, vergossen für viele«, steht die dem Judentum geläufige Idee vom stellvertretenden Sühnopfer⁹. Das zu Beginn des V. 25 stehende »Amen« stammt aus der liturgischen Sprache seines Volkes, wenn auch von Jesus im Sinn einer Beteuerungsformel an den Beginn einer Aussage gestellt. »Gewächs des Weinstocks« ist Hebraismus, der einfach den Wein meint. »Reich Gottes« stammt aus der Sprachwelt des Judentums.

Ich habe in einem Aufsatz »Der Jude Jesus«¹⁰ auf folgende Tatbestände hingewiesen, die sich aus den Evangelien erheben lassen:

- Der Gott Jesus ist der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs, der Gott Israels.
- Jesus ruft wie die Propheten Israels den Menschen radikal unter den Willen Gottes.
- Jesus vertritt den alttestamentlich-jüdischen Schöpfungsgedanken.
- Jesus vertritt die alttestamentlich-jüdische Stellvertretungs- und Sühneidee.
- Jesus vertritt den Bundesgedanken.
- Jesus ist entschiedener Vertreter der »Armenfrömmigkeit«, wie sie in Israel entwickelt worden ist.
- Jesus tritt für eine bessere Gerechtigkeit ein.
- Jesus ist Ansager der Zukunft Gottes.
- Jesus ist Vertreter der Emunā.
- Jesus ist Gesetzeslehrer – und gerade für viele Sätze seiner Halacha gibt es ähnliche Sätze in der pharisäisch-rabbinischen Halacha, wie uns die jüdische Leben-Jesu-Forschung sehen liess, auch wenn Jesus harte Kritik an der konkreten Torapraxis der Schriftgelehrten und Pharisäer seiner Zeit geübt hat.
- Die Gebete Israels waren auch die Gebete Jesu, die er von klein auf in seiner Familie betete¹¹. Die Psalmen waren ihm vertraut¹². Als »bar mizwa« machte er zum ersten Mal die Wallfahrt zum Pessachfest nach Jerusalem mit (Lk 2, 41–51).

Es ist gerade ein Anliegen des Lukas, die Gesetzestreue und die Gesetzesfrömmigkeit der Eltern und der Verwandtschaft Jesu hervorzuheben. Sie tun das, was in der »Tora des Herrn« geschrieben steht (vgl. z. B. 2, 23 f.), »wie es Sitte war« (2, 41). Schaut man auf die beiden berühmten Cantica in der lukanischen Kindheitsgeschichte, das »Benediktus« und das »Magnifikat«, so sieht man, dass beide weithin ein Konglomerat – freilich ein wohlgeordnetes – aus alttestamentlichen Zitaten darstellen, ähnlich wie die Loblieder der Qumranessener, freilich geschöpft aus dem freudigen Bewusstsein des *jetzt* anbrechenden messianischen Heils und, was speziell das Ma-

³ Dazu F. Mussner, ZQH. Die Anschauung vom »Leben« im vierten Evangelium unter Berücksichtigung der Johannesbriefe (München 1952).

⁴ Leipzig 1930. Vgl. auch J. Molitor, Grundbegriffe der Jesusüberlieferung im Lichte ihrer orientalischen Sprachgeschichte (Düsseldorf 1968).

⁵ Vgl. auch F. Mussner, Art. Kyrios, in: LThK 1961, VI/713–715; J. A. Fitzmyer, Der semitische Hintergrund des ntl. Kyriostitels, in: Jesus Christus in Historie und Theologie (FS f. H. Conzelmann), (Tübingen 1975), 267–298.

⁶ Vgl. E. Lobse, in: ThWbZNT VI, 962–966.

⁷ R. Pesch, Das Markusevangelium. II. Teil (Freiburg/Basel/Wien 1980), 323–328.

⁸ Vgl. dazu J. Jeremias, in: ThWbZNT VI, 536–545.

⁹ Vgl. dazu besonders E. Lobse, Märtyrer und Gottesknecht. Untersuchungen zur urchristlichen Verkündigung vom Sühnetod Jesu Christi (Göttingen 1955), 9–110.

¹⁰ Freiburger Rundbrief XXIII (1971), 3–7; vgl. auch L. Volken, Jesus der Jude und das Jüdische im Christentum (Düsseldorf 1983).

¹¹ Vgl. auch R. Aron, Die verborgenen Jahre Jesu (Frankfurt 1962).

¹² Vgl. auch A. George, Jésus et les Psaumes, in: A la rencontre de Dieu (Memorial A. Gelin), (Le Puy 1961), 297–308.

gnifikat angeht, gestaltet nach dem Vorbild des Danklieds der Hanna (vgl. 1 Sam 2, 1–10)¹³.

Was die christologische und soteriologische Interpretation des »Jesusphänomens« angeht, so griff die Urkirche dabei auf die im Judentum vorgegebenen Würdetitel und Ideen zurück, vor allem auf die Idee der stellvertretenden Sühne, des Sterbens »für viele«, für andere, mit deren Hilfe sie im Anschluss an Jesus seinen Kreuzestod theologisch deutete, wie schon das »Urcredo« in 1 Kor 15, 3–5 beweist, dessen 1. Glied lautet: »Christus starb für unsere Sünden.«

Auch der Mann, von dem man im besonderen sagt, er habe die Kirche aus dem Judentum herausgeführt, der Apostel Paulus, sprach, dachte und schrieb vielfach in den »jüdischen Kategorien«, gerade auch in der von ihm vorgetragenen Rechtfertigungslehre, auch wenn ihre Grundthese, dass der Mensch »nicht aus Werken des Gesetzes, sondern durch den Glauben an Jesus Christus gerechtfertigt werde« (vgl. etwa Gal 2, 16), »jüdisch« ist. Aber die sprachlichen »Kategorien«, die verwendeten Lexeme stammen aus der jüdischen Sprachtradition. Auch für das sola-gratia-Prinzip gibt es jetzt frappierende Parallelen im Qumranschrifttum. Dafür nur einige Beispiele aus den vielen, die genannt werden könnten¹⁴: »Wenn ich aber wanke, sind Gottes Gnadenweise mir Hilfe für immer. Komme ich zu Fall durch mein sündiges Fleisch, wird meine Rechtfertigung durch Gottes Gerechtigkeit ewig bestehen . . . durch sein Erbarmen hat er mich nahegebracht, und durch seine Gnadenweise kommt meine Rechtfertigung. Durch die Gerechtigkeit seiner Wahrheit hat er mich gerichtet (gerecht gemacht), und durch die Fülle seiner Güte wird er sühnen alle meine Sünden, und durch seine Gerechtigkeit reinigt er mich von menschlichem Schmutz« (1 QS XI, 12–15). »Und ich weiss, dass der Mensch nicht Gerechtigkeit hat . . . bei dem höchsten Gott sind alle gerechten Werke« (1 QHod IV, 30 f.). Man vgl. ferner Esra-Apk 8, 36: »Denn dadurch wird deine Gerechtigkeit und Güte, Herr, offenbar, dass du dich derer erbarmst, die keinen Schatz von guten Werken haben.« Freilich verband sich in Qumran solche Überzeugung von der Rechtfertigung »allein aus Gnade« mit strenger Torafrömmigkeit. Wie U. Wilckens in einem Vortrag auf einer jüdisch-christlichen Tagung in Hamburg gezeigt hat, fällt Paulus auch mit seinem Glaubensbegriff nicht aus dem Rahmen des Judentums¹⁵. Der »Glaubensbegriff« des Paulus meint genau das, was der Jude unter »emunā« versteht: Gott »trauen« und ihm »vertrauen«. »Glauben im Sinne des Paulus ist . . . als solches gar nichts Neues . . . Das Neue besteht nicht im Glauben als solchem, sondern einzig in der neuen Heilssetzung des Gottes Israels im Sühnetod Christi, aufgrund dessen Sünden nun an Gott glauben dürfen«¹⁶, d. h. sich ihm ganz anvertrauen und ihm vertrauen dürfen. Oder mit einer anderen Formulierung Wilckens': »Das Christentum hat sich keineswegs als eine neue Glaubensreligion der jüdischen Gesetzesreligion gegenüber etabliert, sondern christlicher Glaube ist alttestamentlich-jüdischer Glaube in neuer heilsgeschichtlicher Situation . . . Christlicher

Glaube wird immer in der Struktur jüdischen Glaubens Glaube sein¹⁷.«

Ich breche damit meine Ausführungen zu der These ab, dass Jesus und die Urkirche weithin in »jüdischen Kategorien« beteten, dachten, sprachen und schrieben. Ich frage aber nun abschliessend weiter: Welche Konsequenzen ergaben sich daraus, wenn Jesus und die Urkirche – und mit ihnen die Kirche bis heute – weithin in »jüdischen Kategorien« beteten, dachten, sprachen und schrieben?

III. Konsequenzen aus der These

1. Zweifellos hat Schleiermacher mit seinem Satz recht: »Das Christentum hat Sprache gemacht«, weil es die Sprachen der missionierten Völker ausserordentlich beeinflusst hat, ihr Lexikon vermehrt und semantisch angereichert hat. Aber der eigentliche »potenzierende Sprachgeist« war das Judentum, weil die Kirche in ihrer Verkündigung, Theologie und Liturgie bis heute weithin in »jüdischen Kategorien« redet, denkt und betet. Wir können gar nicht genuin christlich reden, denken und beten, wenn wir es nicht in den übernommenen »jüdischen Kategorien« tun. Jesus war seiner menschlichen Natur nach Jude (vgl. Mt 1, 1 ff.; Röm 9, 5, Gal 4, 4 d). Er dachte, sprach und betete selber in den »jüdischen Kategorien«; er lebte aus der Sprachwelt seines Volkes. Die christliche Sprachwelt, die wir gern als genuin christlich empfinden, d. h. als »Produkt« Jesu und der Kirche, stammt weithin aus dem Judentum, wenn auch naturgemäss durch das »Christusereignis« die jüdischen Lexeme z. T. semantisch transformiert wurden. Aber der Sprachboden blieb erhalten. In der Mission der Kirche werden bis zum heutigen Tag die Völker der Welt mit den »jüdischen Kategorien« »infiiziert«; sie lernen auf diese Weise »jüdisch« denken. Missionierung ist auch ein Sprachprozess! Dies sollte deutlich und deutlicher gesehen werden.

2. Die Ekklesiologie spricht von »notae ecclesiae«, von »Merkmalen der Kirche«. Sie zählt deren vier auf: Die Kirche ist »eine«, ist »heilig«, ist »katholisch«, ist »apostolisch«. Sie müsste eigentlich, belehrt vom Römerbrief, noch eine fünfte »nota« nennen: die Kirche ist »Mittehaber an der Wurzel« (11, 17). Wer ist mit der »Wurzel« gemeint, an der die Kirche teilhat? Aus dem Kontext von Röm 11, 17 ergibt sich, dass damit Israel gemeint ist, nicht etwa nur seine »Väter«, die Patriarchen. Denn da ist ja nicht bloss von der »Wurzel« die Rede, sondern von dem »fetten Ölbaum« und seinen »Zweigen«. Diese Metaphern vermitteln ein »Ganzheitsbild«, das sich auf Israel bezieht. Dass der Apostel dabei die »Wurzel« so stark her-ausstellt – viermal ist in 11, 16–18 von ihr die Rede –, hat seinen Grund darin, dass es die Wurzel ist, aus der dem Baum die Säfte zufließen und so ihm seine »Fettigkeit«, d. h. seine Fruchtbarkeit verleiht. Die (Heiden-)Kirche ist »gegen die Natur« in den edlen Ölbaum von Gott »eingepfropft« worden (11, 20) und wurde so durch die Gnade Gottes »Mittehaber an der Wurzel« und »an der Fettigkeit des Ölbaums« (11, 17). Die Konsequenz aus dem Metaphernzusammenhang, den der Apostel aufbaut, ist die, dass die Kirche ohne die Wurzel, die Israel heisst, gar nicht existieren könnte; sie hätte dann (trotz Christus) keine »Wurzel«. Paulus ruft das der Kirche ermahnend ins Bewusstsein: »Nicht du trägst die Wurzel, sondern die Wurzel trägt dich!« (11, 18). Das heisst doch: Israel »trägt« die Kirche, nicht umgekehrt! Hat das aber die Kirche in ihrer Theologie jemals realisiert? Hätte sie das getan, wäre sie nicht dem folgenschweren und fatalen Antijudaismus verfallen, der die christliche Theologie bis zum Zweiten Vatikanischen Konzil weithin beherrscht hat – und leider z. T. heute noch beherrscht. Was wir vor-

¹³ Vgl. dazu etwa auch J. Gnlika, Der Hymnus des Zacharias, in: BZ, NF 6 (1962), 215–238; J. T. Forestell, Old Testament Background of the Magnificat, in: Marian Studies 12 (Washington 1961), 205–244; W. Keuck, Maria und die Bibel Israels. Sie hörte, glaubte, betete die Bibel Israels (Freiburg/Schw. 1978).

¹⁴ Vgl. dazu F. Mussner, Der Galaterbrief (Freiburg/Basel/Wien 1981), 168 f. (mit der einschlägigen Literatur).

¹⁵ U. Wilckens, Glaube nach urchristlichem und frühjüdischem Verständnis, in: P. Lapide/F. Mussner/U. Wilckens, Was Juden und Christen voneinander denken. Bausteine zum Brückenschlag (Freiburg/Basel/Wien 1978), 72–96.

¹⁶ Ebd. 95.

¹⁷ Ebd. 96.

her über die Rezeption der »jüdischen Kategorien« ausgeführt haben, hat nun gerade auch mit der »Wurzel«-Funktion Israels zu tun. Denn Israel, das Judentum, ist auch in sprachlicher und hermeneutischer Hinsicht die »Wurzel« der Kirche geworden, wie wir gesehen haben. Die Bedeutung dieser Erkenntnis sei kurz an zwei Beispielen demonstriert.

3. Dies sei zuerst an der Kategorie »Schöpfung«, die zu den Grundkategorien alttestamentlich-jüdischen Denkens gehört, demonstriert¹⁸. Die Idee, dass die Welt von Gott erschaffen ist, kommt in klassischer Prägnanz gleich im ersten Vers der Bibel zum Ausdruck: »Im Anfang erschuf Gott den Himmel und die Erde« (Gen 1, 1). Mag man diese Aussage auch als eine Art von »Überschrift« über die folgende Schöpfungsgeschichte betrachten, so enthält sie doch bereits ein theologisches Programm von grosser Tragweite für die ganze Menschheit, die ohnehin den Horizont der »Urgeschichte« von Gen 1–11 abgibt. Der Vers stellt programmatisch fest, dass creator und creatura, Schöpfer und Geschöpf, nicht identisch, austauschbar und verwechselbar sind. Im ersten Vers der Bibel wird so »die ontologische Differenz« zwischen Gott und der Welt von vornherein und für immer ausgesprochen. Kosmogonie ist nicht Theogonie, wie in den altorientalischen Schöpfungsmithen. »Kein Wort gibt es in den Kosmogonien anderer Völker, das diesem ersten Wort der Bibel gleichkäme«, hat einst H. Gunkel bemerkt.

»Durch Jesus und die Kirche ist die Schöpfungsbotschaft des Alten Testaments in die Völkerwelt gekommen. Sie hilft den Menschen, das richtige Verhältnis zur Welt zu gewinnen« (so die deutschen Bischöfe in ihrer am 28. April 1980 verabschiedeten »Erklärung über das Verhältnis der Kirche zum Judentum«, S. 7, Nr. 3). Die Welt als creatura zu sehen, hält das Denken der Menschheit gesund. Dann wird die Welt in ihrer wahren Qualität gesehen und ein sachgemässes Reden über Gott und die Welt selber erst möglich. Der erste Vers der Bibel verhindert eine Vergöttlichung der Schöpfung.

Eine zweite »Kategorie« alten jüdischen Denkens sei noch genannt, die von besonderer Aktualität gerade für unsere Zeit ist, vor allem im Hinblick auf die Menschenrechtsdiskussion. Ich meine die Kategorie »Abbild« im Zusammenhang der Lehre des alten Israel, dass der Mensch das Abbild Gottes ist. »Dann sprach Gott: Lass uns Menschen machen als unser Abbild, uns ähnlich. Sie sollen herrschen über die Fische des Meeres, über die Vögel des Himmels, über das Vieh, über die ganze Erde und über alle Kriech-

tiere auf dem Land. Gott schuf also den Menschen als sein Abbild; als Abbild Gottes schuf er ihn« (Gen 1, 26 f.). »Gott hat den Menschen zur Unvergänglichkeit erschaffen und ihn zum Abbild seines eigenen Wesens gemacht« (Weish 2, 23).

Die deutschen Bischöfe bemerken dazu (a. a. O. 7, Nr. 4): »Die Lehre von der Ebenbildlichkeit des Menschen mit Gott impliziert die unantastbare Würde des Menschen und damit auch das, was man »die Menschenrechte« nennt. Nach der Lehre des Judentums vermindert der Mörder die Gottebenbildlichkeit¹⁹. Man darf den Nächsten nicht verachten, weil er nach Gottes Bild geschaffen ist²⁰. Der Herr schuf mit eigenen Händen einen Menschen und machte ihn seinem eigenen Antlitz ähnlich . . . Wer des Menschen Antlitz verachtet, verachtet das Antlitz des Herrn²¹! Ganz aus diesen Überzeugungen des Judentums heraus hat der Jakobusbrief formuliert: »Mit ihr (der Zunge) preisen wir den Herrn und Vater, und mit ihr verfluchen wir die Menschen, die als Abbild Gottes erschaffen sind« (Jak 3, 9).«

Solche Überzeugungen und »Kategorien« gehören zum grossen geistlichen Erbe Israels, vermittelt durch Jesus und die Kirche in die Völkerwelt hinein. So gesehen ist Israel paradigmatisch für die Völker geworden, die ohne Beachtung dieser Überzeugungen aus der Welt ein Konzentrationslager machen, wie die Erfahrung der Geschichte immer mehr zeigt. Damit sind wir beim letzten Punkt. 4. Dolf Sternberger veröffentlichte bald nach dem Zweiten Weltkrieg ein Buch mit dem Titel »Wörterbuch des Unmenschen«. Auffällig am »Wörterbuch des Unmenschen«, wie er sich speziell in den atheistischen Grossdikturen unseres Jahrhunderts manifestiert, ist der Umstand, dass die »jüdischen Kategorien« aus diesem Wörterbuch verschwinden oder einer semantischen Verdrehung unterworfen werden. Zum Geschäft des vom Neuen Testament angesagten »Antichrist« wird nicht bloss dies gehören, »Jesus aufzulösen« (nach einer bedeutenden Lesart zu 1 Joh 4, 3) und die Kirche zu vernichten, sondern auch die: die »jüdischen Kategorien« aus der Denkgeschichte und dem bisherigen Wörterbuch des Menschen auszumerzen. Das wird vor allem dazu führen, dass an die Stelle der Sprache der Liebe jene der nackten Macht treten wird. Dann wird die Welt nicht mehr Heimat des Menschen sein, sondern ein Gross-KZ, in dessen »Sprachlabor« das »Wörterbuch des Unmenschen« zur Perfektion gebracht werden wird.

¹⁹ Mekilta Bachodesch 8, 72 f.

²⁰ Ebd. 20, 26.

²¹ Slav. Henoch 44, 1.

¹⁸ Vgl. dazu auch F. Mussner, Traktat über die Juden (München 1979), 92–99.

15 Laudatio auf Franz Böhm

Gehalten von Dr. Rainer Barzel anlässlich der Errichtung des Franz-Böhm-Lehrstuhls für Wirtschaftswissenschaften an der Hebräischen Universität Jerusalem am 15. Juli 1982 im Saal der Israelitischen Kultusgemeinde in München

I

»Es liegt eine edle und unbeugsame Standhaftigkeit in dem lauterem Wahrheitsgefühl und in dem Pflichtbewusstsein solcher Kinderseelen. Sie sind weich und hart zugleich; aber ihre Härte ist nicht Rohheit und Gewalt-samkeit, sondern die feine Härte des Diamanten.«

Diese beiden Sätze aus der Rede Franz Böhms zu Ehren Pestalozzis (1946) treffen ebenso auf Franz Böhm selbst zu. Sie sind – wie Mestmäcker meinte – »die Summe sei-

nes Lebens«. Franz Böhm kannte ich aus der wissenschaftlichen Lektüre und aus den Zeitungen. Im Herbst 1957 begegneten wir uns erstmals von Mensch zu Mensch. Wir waren Kollegen im Deutschen Bundestag, in der Fraktion der CDU/CSU und als Mitglieder im Wirtschaftsausschuss. Ich hatte ihn vorher nicht zu Gesicht bekommen. Meine Neugier auf diesen Heroen des Geistes und der Moral war so stark wie meine Überraschung, als ich ihn bei gemeinsamer Arbeit mehr und mehr kennenlernte.